

„Erzähl mir vom Krieg, erzähl mir vom Frieden“

Kriegszeiten erinnern – Erinnerungsarbeit im öffentlichen Raum

Thomas Schollas

*Das Ereignis ist nicht das, was passiert.
Das Ereignis ist das, was erzählt werden kann.*
Henry James

Zusammenfassung

Erfahrungen im Krieg sind häufig extrem belastend, manchmal traumatisierend. Wie erinnert sich ein Mann 60 Jahre nach Kriegsende an das Erlebte? Welche Erzählmuster und Bewältigungsmuster sind erkennbar? Neben einem biografischen Interview beschreibt der Autor, was es aus seiner Erfahrung im Blick auf Erinnerungsveranstaltungen im öffentlichen Raum zu bedenken gilt.

1. Vorbemerkung

Heute ist der 11. September 2006. Ich erinnere mich genau, wo ich vor fünf Jahren war, als die Flugzeuge in die Türme des World Trade Centers einschlugen. Gespenstisch still war es plötzlich auf der belebten Einkaufsstraße vor dem Büro, in dem ich arbeitete. Die Menschen schienen wie erstarrt.

Ansonsten erinnere ich mich an die Fernsehbilder, die immer und immer wieder in den letzten fünf Jahren über den Bildschirm liefen. Wenn mich in einigen Jahren jemand fragt, wie ich dieses Ereignis erlebt habe, bleiben vielleicht nur die Bilder, die ich im Fernsehen gesehen habe.

Einmal mehr wird mir bewusst, wie subjektiv Erinnerung ist, wie viel wir vergessen oder auch im Laufe der Zeit verändern, hinzufügen, neu zusammenstellen. Indem wir Erinnerungen so konstruieren, dass sie für den einzelnen Menschen stimmig sind, erschaffen wir ein Skript, das unsere Identität begründet und uns Halt gibt. „Im Familiengedächtnis sind die Kriegserinnerungen in Form von Geschichten repräsentiert, die sich nach jenen Vorstellungen der nachfolgenden Generationen umformen lassen, die diese von den erzählenden Zeitzeugen haben – und so werden sie erinnert und weitererzählt“ (Welzer et al. 2002, S. 52).

Ereignisse wie der 11. September 2001, aber auch andere traumatische Ereignisse überfordern viele Menschen, die unmittelbar betroffen sind. Das Erlebte entzieht sich der problemlosen Integration in das bestehende Erzählskript, führt zu Verstörung und möglicherweise ins Trauma. Es ist eine ungeheure Herausforderung, der sich die betroffenen Menschen

stellen, wenn sie bereit sind, öffentlich über solche Erfahrungen zu sprechen. Für viele ist dies erst nach Jahren möglich.

Mein Beitrag wird anhand eines Interviews und einer Erinnerungsveranstaltung, die am 1. September 2005 anlässlich des 66. Jahrestages des Kriegsbeginns stattgefunden hat, aufzeigen, wie ein Zeitzeuge die Kriegszeit erinnert und was es zu bedenken gilt, wenn ich solche Veranstaltungen organisiere und moderiere. Was das für systemische Biografie- und Erinnerungsarbeit bedeutet, erläutere ich ausführlich in dem Beitrag „Erinnerungs- und Biografiearbeit mit Männern“.

2. Anlass und Vorbereitung der Gedenkveranstaltung

Gedenkveranstaltungen, Erzählwerkstätten und Erzählcafés haben in den letzten Jahren Hochkonjunktur. Die Zeitzeugen und -zeuginnen des letzten Krieges und des Nationalsozialismus sind alt geworden; diese Generation verlässt den Schauplatz der Geschichte. Da ist es bei vielen ein großes Bedürfnis, das Erlebte zu erzählen. Die Intentionen der Erzählenden sind vielfältig. Ein Erbe soll weitergegeben werden, eine schlummernde Schuld oder Last will heraus, am Lebensende soll noch einmal zurückgeblickt werden, um das Leben vollenden zu können.

Unter dem Titel „Erzähl mir vom Krieg, erzähl mir vom Frieden“ luden das Nordelbische Männerforum, der Fachbereich Frauen im Haus der Kirche und der Verein „Mahnmal Kilian e.V.“ zu einer Gedenkveranstaltung am sogenannten Antikriegstag 2005, dem 1. September, der an den Beginn des 2. Weltkriegs am 1.9.1939 erinnert, ein. Die Veranstaltung sollte im Flandernbunker stattfinden, einem Bunker aus dem 2. Weltkrieg, der dem Verein von der Stadt Kiel als Gedenkstätte überlassen worden ist. Da es keine Heizung in dem Bunker gibt und zu dem Zeitpunkt auch noch keine Fenster, beschlossen wir, die Dauer der Veranstaltung auf zwei Stunden zu begrenzen. Die Veranstaltung ist vom Lokalfernsehen aufgezeichnet worden. An ihr haben etwa 25 Menschen teilgenommen.

Wir entschieden, eine Zeitzeugin und einen Zeitzeugen zu gewinnen, um die unterschiedlichen Erfahrungen von Männern, die als Soldat fern der Heimat kämpften, und Frauen, die zunächst in Deutschland blieben, zu vergegenwärtigen.

Mir gelang es, Herrn M., mit dem ich schon biografisch gearbeitet und den ich für einen Buchartikel interviewt hatte, zu überzeugen, dass er der richtige Mann für unsere Erinnerungsveranstaltung sei. Das Interview wird im folgenden Kapitel dargestellt, da es deutlicher, als dies in einer kurzen Veranstaltung möglich ist, die biografische Erzählung und die Bewältigungsmuster, die Herr M. im Krieg entwickelt hat, sichtbar macht. Wie wichtig Herrn M. die Möglichkeit war, seine Erfahrungen auch öffentlich zu teilen, zeigte sich daran, dass selbst eine Augenoperation, der er sich kurz vor der Veranstaltung unterziehen musste, ihn schließlich nicht hinderte, seine Geschichte öffentlich zu erzählen.

In der Vorbereitung galt es, die Regeln für die Veranstaltung zu klären. Zeitzeuge und Zeitzeugin sollten im Wechsel berichten. Die Beiträge sollten jeweils begrenzt bleiben. Als Moderator erbat ich mir von Herrn M. die Erlaubnis, ihn unterbrechen zu dürfen, wenn seine Erzählung zu breit oder wenn sie für mich und damit vermutlich auch für andere Zuhörende unverständlich wird. Dieser Punkt muss unbedingt im Vorhinein geklärt werden, damit ein Unterbrechen der Erzählung nicht als Entwertung erlebt wird.

3. Das biografische Interview mit Herrn M.

Nachdem eine kurze Phase therapeutischer Arbeit mit Herrn M. abgeschlossen war, entstand die Idee zu dem Buchprojekt über systemische Biografie- und Erinnerungsarbeit. Ich erinnerte mich an die Geschichte von Herrn M. und entschloss mich, ihn um ein Interview zu bitten, um noch mehr über ihn und speziell seine Zeit im Krieg zu erfahren. Ich wollte insbesondere wissen, wie er den Krieg überlebt hat. Welche Bewältigungsmuster hat er in der Kriegszeit und danach verwandt? Welche Ressourcen haben ihm geholfen?

Vor dem Interview hatte ich mir zwar vorgenommen, mit der Frage nach dem Geburtsort zu beginnen, aber in der Folge wollte ich den Erzählfluss von Herrn M. möglichst wenig unterbrechen.

Kindheit und Herkunftsfamilie

Meine Frage nach dem Geburtsort ruft in Herrn M. viele Erinnerungen wach. Zunächst beschreibt er seinen Geburtsort auf der Faktenebene. Als ich nach seinen Eltern frage, schildert er die bedrückende, durch Arbeitslosigkeit hervorgerufene schwierige Situation seiner Kindheit. Eine starke emotionale Bindung an den Ort und den plattdeutschen Dialekt wird deutlich.

Aber zurück zur Chronologie: Herr M. ist 1920 in einer norddeutschen Kleinstadt geboren und dort aufgewachsen. Er beschreibt seine Kindheit und Jugend als nicht glücklich. Der Vater war auf der Werft beschäftigt, verlor aber Ende der 20er Jahre seine Arbeit. Die Mutter „bringt die Familie durch“. Die Atmosphäre, die Not wird deutlich, wenn Herr M. erzählt: „Dann war das eine furchtbare, auch für mich bedrückende Stimmung zu Hause, weil meine Mutter nun fast so tat, als ob mein Vater schuld war, dass er nun keine Arbeit mehr hatte. Wir bekamen, glaube ich, 11 Mark Unterstützung in der Woche, 11,20 Mark oder 11,30 Mark, das waren dann für uns drei 45 Mark im Monat; 19 Mark ging für die Miete weg, und der Rest war für Essen, Trinken, Anziehen.“

Bildung und Fleiß werden für Herrn M. zum Antriebsmotor für den sozialen Aufstieg. Er fühlt sich gegenüber Kindern aus sozial gesicherten Verhältnissen benachteiligt. „Da merkte ich schon, wie die Söhne und Töchter der dicken Bauern auf mich herabsahen, dass ich der Sohn eines Arbeitslosen war.“

Im Kontext von Erinnerungsarbeit habe ich immer wieder erfahren, dass viele Männer ein großes Interesse an der Sammlung von Fakten haben. Das erlebe ich auch bei Herrn M. so. Er neigt dazu, Emotionen, die sich beim Erzählen einstellen, zu übergehen. Spürbar wird das für mich, als er über die Armut und die schwere Kindheit berichtet. Mit der Art, wie er erzählt, schafft er Distanz zu sich selbst und den eigenen Gefühlen. Das gibt ihm Sicherheit und beugt einem möglichen Kontrollverlust vor.

Die Zeit als Soldat im Zweiten Weltkrieg und in der Gefangenschaft

Unmittelbar nach dem Abitur wird Herr M. im Jahr 1940 eingezogen. Er macht deutlich, dass er immer wieder Förderer findet, die ihn unterstützen. Sein Vorgesetzter argumentiert mit seiner Nähe zur Kirche, um seine Beförderung und eine Offizierskarriere zu verhindern, womit seine Überlebenschancen im Krieg steigen: Die Quote der gefallenen Offiziere liegt erheblich höher als die der gefallenen Mannschaft (Offiziere: 30,8%, Mannschaft 26,1%; vgl. Hanebutt 2003, S. 122).

Herr M. ist als Soldat in Frankreich, Belgien und Russland. Die Zeit des Krieges in Russland, immerhin fast vier Jahre, fasst Herr M. in wenigen Sätzen zusammen:

„22. Juni 1941 – Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion. Da habe ich auch sehr gute Beziehungen zu fast allen Kameraden gehabt. Ich hab dann auch zu allen gesagt: ‚Was heißt hier ‚Herr Unteroffizier‘? Ich bin Hans‘, was dann oben, eine Stufe höher, schon gar nicht mehr gern gesehen wurde, dass ich mich mit allen Leuten duzte. Aber wie gesagt, wir hatten ein gutes Verhältnis. Die kamen auch mit ihren Problemen, wenn sie aufgeregt waren, zu mir und erwarteten meine Ratschläge.“

Und dann kamen wir 1945 in die Gefangenschaft. Wir waren ein halbes Jahr eingekesselt in Kurland. Wir haben dann kapituliert. Ich bin dann bis Anfang Juli 1948 in russischer Gefangenschaft gewesen, drei Jahre.“

In den Erzählungen der Kriegszeit spielt die Kameradschaft eine große Rolle. Herr M. schildert sich als einen Mann, der zwischen Kameraden vermittelt. Die Menschlichkeit im unmenschlichen Krieg wird so erhalten. An diesen Stellen des Interviews werden Emotionen deutlich, vor allem Stolz. Demgegenüber bleiben die erzählten Gräueltaten des Krieges auf einer Sachebene, die Gefühle nicht sichtbar macht. Während die Kameradschaft und die als positiv erlebten Ereignisse ausführlich erzählt werden, beschränken sich die grausamen Erfahrungen auf kurze Notizen. Ich sehe in dieser Art zu erzählen eine Ressource, die vor Funktionsverlust angesichts traumatischer Erlebnisse schützt. Der Soldat kann weiter seinen Dienst tun.

Das unterstreicht die folgende Passage: „Ja, ich hab schon die Kameraden gesehen, die von den russischen Partisaninnen zerstückelt waren, ohne Arme, mit ausgestochenen Augen. Das hab ich genug gesehen. Ja, ich habe das merkwürdigerweise wegschieben können.“

Die Gräueltaten des Krieges werden nicht ausführlich und offen erzählt. Sie werden unterschwellig deutlich, wenn Herr M. zum Beispiel vom Bau der 8000 km Knüppeldämme spricht, dann jedoch die Härte der Arbeit relativiert: „Mitunter haben wir unser Leben sogar ganz lustig gefunden.“

Die Partisanen, die Gewalt des Krieges, das Töten und Sterben werden als zum Krieg gehörig akzeptiert. „Das gehört dazu. Das gehört zum Krieg in Russland.“ Der Schrecken des Krieges entwickelt so seine eigene Form der Normalität. Pflichterfüllung steht im Vordergrund, eine Bewertung nach den Normen von Friedenszeiten entfällt.

Ordnung und regelmäßige Kontakte zur Familie scheinen zwei weitere überlebenswichtige Ressourcen zu sein. Äußerst genau wird in einem Kalender jeder Kriegstag mit wenigen Stichworten festgehalten. „Ich habe sehr viel geschrieben. Ich habe da in einen Kalender von 1942 geschrieben, wo wir waren und wo ich in Urlaub war, und habe Buch geführt über die Briefe, die ich geschrieben habe. Ich habe ununterbrochen geschrieben ... und habe dann berichtet, aber objektiv.“ Insbesondere gelten die Einträge den verwundeten oder gefallenen Kameraden und den Aufenthaltsorten der Einheit. Es entsteht eine Landkarte des Sterbens:

„Das Jahr 1942 ... im April ... Bombenvolltreffer in Naprot, Arnold und Göbel tot, zwei Mann vom Stab außerdem tot. Bender, Schilling, Schleicher, Bendling, alle schwer verwundet. Schleicher an den Folgen seiner Verwundung gestorben. Es regnet zum ersten Mal.“

Auch in dieser Passage wird deutlich, wie die Geschehnisse im Krieg als Normalität verbucht werden. Der Tod der Kameraden und die Tatsache, dass es regnet, werden von Herrn M. parallel notiert. Die Gefühle über den Verlust, die Trauer über den Tod naher Menschen werden nicht erwähnt. Die Buchführung gibt Orientierung – in gewisser Weise verwaltet Herr M. das Sterben. Gefühle werden nicht protokolliert. Sie explizit zu Papier zu bringen, ihnen viel Raum zu geben, wäre womöglich in dieser Zeit tödlich gewesen, da das Ausleben von Gefühlen zu einem Kontrollverlust führen kann. Ich stelle mir vor, dass es gerade im Krieg darauf ankommt, einen klaren Kopf zu bewahren, die Kontrolle so weit wie möglich zu behalten.

1945 ist für Herrn M. ein Datum, das das Ende der Kampfhandlungen markiert und den Beginn der Kriegsgefangenschaft. Viele Männer sind aus den russischen Kriegsgefangenenlagern nicht zurückgekehrt. Herr M. hat überlebt. Vermutlich trug seine innere Haltung dazu bei, dass er ungebrochen zurückkehrte. Kameradschaft, Pflichterfüllung, Ordnung und Verantwortung für andere werden zu Schlüsselqualitäten, die auch das weitere Leben von Herrn M. prägen. Und er hat noch Erwartungen an die Zukunft.

Herr M.'s Karriere in der Nachkriegszeit

1948 nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft setzt Herr M. seine berufliche Karriere in der Finanzverwaltung fort. „Und da habe ich die Geschäftsstelle bekommen, heute sagt man Personalchef dazu. Das war was für mich, da habe ich menschliche Beziehungen gehabt. Der Vorsteher überließ mir alles. Ich habe, wenn sich zwei gestritten haben, gesagt: ‚Kommt mal her, wir rauchen eine Zigarette. Hier habe ich noch einen Schnaps.‘ Ich habe vielleicht zwei Stunden gebraucht, und die haben gesagt: ‚Der hat Recht, wir wollen uns wieder vertragen.‘ Dann hatte ich ja nun zwei Stunden versäumt. Deshalb bin ich abends wieder aufs Finanzamt gegangen, hab mir einen Schlüssel vom Hausmeister geben lassen und habe die zwei Stunden nachgeholt in der Freude, dass es mir gelungen war, da Frieden zu stiften.“

Die Berufsarbeit erfährt Herr M. als sicheren Halt. Auf ihr baut er wie viele andere Männer seine Identität auf. Die Versicherung, gebraucht zu werden, beliebt und nützlich zu sein, findet einen äußerlichen Ausdruck in der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes. Selbstbestätigung findet Herr M. auch am Stammtisch der ehemaligen Finanzdirektionsbeschäftigten.

Die Tugenden, die seine Persönlichkeit ausmachen, kann Herr M. ungebrochen einsetzen. Eine Abkehr vom nationalsozialistischen Gedankengut ist nicht notwendig, da er sich nicht mit der Ideologie identifizierte. Gleichwohl ist er Täter, indem er als Soldat in einem un gerechten Krieg kämpfte. Das, was er damals tatsächlich getan hat, wie viele Menschen er möglicherweise getötet hat, erzählt er nicht. Die moralischen Fragen und die eigene Mitverantwortung spielen für Herrn M. im Interview keine Rolle. Begriffe wie „Pflichterfüllung“ oder der Satz „Das gehört zum Krieg“ sorgen dafür, die schwere Verantwortung von der eigenen Person im Sinne einer Strategie des Überlebens fernzuhalten.

Reflexion nach dem Interview

Dissoziation gilt weithin als eine Überlebensstrategie. In traumatischen Situationen erweist sie sich als eine Qualität, die dafür sorgt, dass derjenige, der sich in einer solchen Extremsituation befindet, nicht verrückt und handlungsunfähig wird. Wir können davon ausgehen, dass das Leben der Soldaten an der Front ein Leben in permanenten Extrem- und Überforderungssituationen war.

Was folgt daraus für meine therapeutische Haltung in der Arbeit mit Männern der ersten Generation? Zunächst einmal: Bescheidenheit und Respekt vor der Geschichte meines Gegenübers. Es geht mir um die Aneignung einer Haltung, die die damals geschehenen Untaten klar benennt, auch die Täter auf ihre Verantwortung hin anspricht, aber gleichzeitig bereit ist, im Täter einen Menschen zu sehen, der sich entwickeln und verändern kann.

In Familienrekonstruktionen stelle ich häufig fest, dass viele Schlüsselereignisse wie zum Beispiel der frühe Tod von nahe stehenden Menschen oder die Ausgrenzung von behinderten Familienmitgliedern sich in der Zeit des Krieges ereignet haben. Deshalb frage ich da auch gezielt und wachsam nach. Darüber vergesse ich jedoch nicht, auch die anderen Seiten und Rollen in den Blick zu nehmen. Herrn M. habe ich gerade deshalb nach dem „glücklichsten Moment“ in seinem Leben gefragt. Er hat daraufhin die Geburt seiner Tochter genannt. Das hat ihm die Möglichkeit gegeben, genauer auf sich in der Vaterrolle zu schauen. Hieran wiederum spann sich ein Gesprächsfaden, indem er von mir angeregt wurde, darüber nachzudenken, was er seiner Tochter noch für die Zukunft mitgeben wolle.

Die dargestellte Haltung des Respekts nimmt vor allem den Erzählenden als Erzähler ernst. Das Erzählte ist nicht im Sinne historischer Wahrheit zu verstehen, sondern als seine wahre, persönliche Geschichte, deren Bewusstmachung es erlaubt, das Erlebte zu verstehen und zu verarbeiten. Die subjektive Sichtweise des Erzählenden ist eine andere als die Sicht, die seine Ehefrau, ein russischer Soldat, eine Partisanin oder ein Historiker haben könnte. Die Geschichten aller sind „wahre Geschichten“, weil sie die individuelle Sicht darstellen. Sie werden so erzählt, weil es so für den Betroffenen in diesem Augenblick am hilfreichsten ist.

Erinnerungsarbeit kann helfen, die eigenen Geschichten wieder neu und vielleicht etwas anders zu erzählen. Sie führt zu vergessenen, verdrängten Orten und Begebenheiten und fügt neue Geschichten der Erzählung des Lebens hinzu. Erinnerungsarbeit zielt also, wie auch grundsätzlich die Systemische Therapie, auf die Eröffnung von Zukunftsräumen und die Erweiterung von Lebensmöglichkeiten. Viele Männer erleben dies als ein Geschenk, bildet es doch ein heilsames Gegengewicht zur unbarmherzigen Ideologie des „Unbedingt-funktionieren-Müssens“, die die Männer vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so sehr geprägt hat (vgl. Theweleit 1977).

Nach diesen Erwägungen im Rückblick auf das Interview mit Herrn M., das seiner Wahl zum Zeitzeugen für die Gedenkveranstaltung am 1. September 2005 vorausging, komme ich zurück auf den Ort, an dem die Veranstaltung stattfand.

4. Der Flandernbunker als Erinnerungsort – Erinnerung im öffentlichen Raum

Der Flandernbunker ist ein unwirtlicher Ort. Neonlicht bescheint die grauen Betonwände. Ein kalter Wind zieht durch die notdürftig mit Presspappe abgedichteten Öffnungen, die in die Wände geschlagen sind. Später sollen dort einmal Fenster hinein, erzählen uns Mitarbeiter des Vereins „Mahnmal Kilian e.V.“.

Herr M. hat sich den Bunker wohnlicher vorgestellt. Er leidet an Platzangst. Mit dem Stichwort Bunker verbindet er kleine, selbstgebaute Bunker, Erdlöcher, in denen er als Soldat an der Ostfront Schutz suchte. Für manchen Soldaten wurde ein solcher Bunker zur tödlichen Falle.

Meine Erfahrungen mit Bunkern stammen aus den 70er Jahren. Ich erinnere mich, wie wir als Kinder in einem zum Parkhaus umfunktionierten Bunker „Verfolgungsjagd“ mit unseren Fahrrädern spielten. Bunker haben für mich etwas von Abenteuer, sind nicht mit Schrecken verbunden.

Jeder der Anwesenden wird seine eigenen Assoziationen und Erfahrungen mit Bunkern haben. Manch Interessierten mag der Veranstaltungsort auch abgeschreckt haben, weil dieser Ort alte Gefühle und Erlebnisse, die mit Angst verbunden sind, heraufbeschwören kann.

Mit seinen 85 Jahren ist Herr M. einer der letzten Zeitzeugen, die den Krieg als Soldat mitgemacht haben. Neben ihm erzählt Frau A. darüber, wie sie als junges Mädchen den Krieg und das Kriegsende in Berlin erlebt hat.

Es entsteht schnell eine dichte Atmosphäre. Die Geschichten aus der Kriegszeit bewegen, und sie laden die älteren TeilnehmerInnen ein, eigene Erfahrungen zu schildern. Es wird sehr schnell deutlich, dass sich die Geschichten einem moralischen Urteil entziehen. Herr M. bestreitet nicht mitgemacht zu haben, doch habe seine „lasche Haltung“ dazu beigetragen, dass er es nur zum Unteroffizier gebracht habe und sich damit nicht an verantwortlicher Stelle in das Unrechtsregime verstricken ließ.

Noch heute berührt ihn das Schicksal der von der Wehrmacht aus ihrer Heimat vertriebenen Menschen. Er erzählt von der Begegnung mit einer alten deutschsprachigen Polin, die alles, was sie hatte, zurücklassen musste. Ihre Verzweiflung wird wieder greifbar. Ein Schicksal, das Millionen teilten.

Herr M. zeigt sein Kalenderbuch von 1942. Das einzige, das erhalten geblieben ist, weil sie in der russischen Gefangenschaft jeden privaten Besitz abgeben mussten. Ihm ist das Bild noch heute präsent, wie sie „nackt vor der Ärztin vorbeimarschieren“ mussten, als er schließlich 1948 entlassen wurde.

Im geretteten Kalenderbuch hat Herr M. penibel Buch geführt über das Wetter, an wen er Briefe geschrieben hat, wer verwundet oder getötet worden ist und viele weitere Einzelheiten. Es sind kurze Notizen, exakt mit Bleistift untereinander geschrieben. Es ist die Verwaltung des Erlebten, das dadurch auf eine neue Ebene kommt. Eine Ebene, die das Herz nicht sprengt, die weniger lebensgefährlich ist als die Gefühlsebene. Schreiben wird an dieser Stelle zum Überlebensmittel. Auch die vielen Feldpostbriefe haben eine ähnliche Funktion. Der Kontakt zur sogenannten Heimat, zu Eltern und Freunden sind Brücken zu einem anderen Leben, das normal ist. So entsteht Gewissheit, dass es mehr gibt als den Krieg.

Eine weitere Ressource ist für Herrn M. der Glaube. Er berichtet von zahlreichen Feldgottesdiensten, die ihm Mut machten. Sein Glaube ist es auch, der ihn gegenüber dem Nationalsozialismus früh hat misstrauisch werden lassen.

Die Veranstaltung endet mit Rückfragen und Erzählungen aus dem Publikum. Eine Frau hat das Kriegsende im Flandernbunker als Schwesternhelferin erlebt. Wir hören vom Verhalten der SS in den letzten Kriegstagen und dem Moment, als die Engländer da sind. Geschichten von ZeitzeugInnen, die es verdienen, weitergegeben zu werden. Kostbare Juwelle für unsere zukünftige Erinnerungskultur.

5. Die Teilnehmenden

Die von uns durchgeführte Veranstaltung findet zwar im öffentlichen Raum statt, unterscheidet sich jedoch deutlich von offiziellen, von der Politik vorbereiteten Gedenkveranstaltungen. Der Verein „Mahnmal Kilian e.V.“ ist seit vielen Jahren mit den in Kiel aktiven Friedensinitiativen vernetzt und spricht ebenso wie die beiden kirchlichen Träger der Veranstaltung einen bestimmten Kreis von Menschen an.

Das spiegelt sich auch im Publikum. Männer und Frauen sind etwa gleich zahlreich vertreten. Unter den etwa 25 BesucherInnen hat sicherlich die Hälfte den Krieg selbst, zumindest als Kind erlebt. Ein Drittel kommt aus dem engeren Umfeld der Friedensinitiativen.

Die Zusammensetzung des Publikums hat Auswirkungen auf die Rückfragen an die ZeitzeugInnen. Es wird nach der Verantwortung für begangenes Unrecht gefragt, nach Schuld und Scham. Auch die Frage nach der aktuellen Beteiligung an der Verhinderung von Kriegen wird gestellt – das Stichwort „Ostermarsch“ bestimmt einen großen Teil des Gesprächsverlaufs. Ein Mann hat besondere Verbindungen nach Weißrussland und will etwas über die damaligen Kontakte zur Zivilbevölkerung wissen, wiederum vor dem Hintergrund seiner Versöhnungsarbeit.

Die Frauen, die sich aktiv am Gespräch beteiligen, steuern vor allem ihre persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse bei, während die Männer eher nachfragen. Es ist spürbar, dass ein großer Teil der Fragen vor dem Hintergrund des eigenen Engagements in der Friedensbewegung gestellt wird.

Der Ort und die VeranstalterInnen haben dieses besondere Publikum angezogen. Das Gespräch bleibt nicht bei den Erinnerungen stehen, sondern fragt nach der Bedeutung dieser Erinnerungen für ein verantwortliches politisches Handeln in der Gegenwart.

6. Systemisches Fragen und Moderieren

Erinnern ist ein kommunikatives Geschehen, das sich in der Interaktion von ErzählerIn, Erzähltem und den HörerInnen sowie ihren Reaktionen entfaltet. Der Moderator hat in diesem Geschehen eine Schlüsselrolle. Der Ort und das Setting bestimmen erheblich, welche Anforderungen an die Moderation gestellt werden.

Die Aufgabe des Moderators ist es, die unterschiedlichen Perspektiven und Erzählungen zur Geltung kommen zu lassen, ohne dass es zu abqualifizierenden Wertungen kommt. Das Nebeneinander eröffnet die Möglichkeit, die eigene Wirklichkeitskonstruktion zu erweitern, indem ich an andere Erzählungen und Wirklichkeitskonstruktionen anknüpfen kann. Es geht, systemisch gesprochen, um die Erhöhung von Komplexität, um Erweiterung. So kommt die Vielsprachigkeit der Vergangenheit in den Erinnerungen zum Ausdruck. Eigene Bewältigungsmuster können mit denen des Erzählers oder der Erzählerin verglichen werden. Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden entdeckt, und es entsteht ein Dialog, der im Laufe der Veranstaltung weiter wirkt. Er kann den Gesprächsverlauf beeinflussen, kann aber auch im Verborgenen, in jedem Teilnehmer und jeder Teilnehmerin weiter wirken.

Der Ansatz unserer Gedenkveranstaltung, einen Mann und eine Frau erzählen zu lassen, hatte diesen Aspekt von vorneherein im Blick. Die gleiche Zeit aus der Sicht eines Soldaten oder einer jungen Frau, die in Deutschland wohnte, berichtet zu bekommen, muss zwangsläufig Unterschiede aufweisen. Hierdurch machen wir deutlich, dass die Lebenskontexte entscheidend für die Erzählungen und Erinnerungen sind. Unterschiede in den Erzählungen werden verständlich und müssen nicht eingeebnet werden.

Durch systemisches Fragen, zum Beispiel zirkuläre Fragen und Skalierungsfragen, lassen sich solche Unterschiede auch erzeugen. Zum Beispiel könnte gefragt werden: „Was glauben Sie, wie Ihre Mutter über die Jahre des Krieges sprechen würde?“

Abschließend stelle ich bei Veranstaltungen, aber auch bei Interviews eine Frage, die die Erfahrung der Erzählenden würdigt und sie für die nachfolgenden Generationen erhält: „Was würden Sie heute, aufgrund Ihrer Lebenserfahrung, jungen Menschen mit auf ihren Lebensweg geben?“

7. Stichworte und Wirklichkeiten

Wie unterschiedlich Wirklichkeiten konstruiert werden und wie sehr die Biografie bestimmt, was wir für bedeutend halten, wird an diesem Abend überdeutlich, als ein Besucher das Gespräch auf die Ostermärsche lenkt. Dazu ein kurzer Ausschnitt:

Teilnehmer (Jg. 1932): „Was mich sehr beschäftigt, Ostermarsch. Jahr für Jahr sind wir marschieret. Und ich sag mir, da müsste doch die Generation, die wirklich richtig drinne waren im Krieg, die müssten doch diejenigen sein, die da vorweg marschieren. Die Erfahrung ist: Nein.“

Teilnehmerin 1 (etwa 80 J.): „Die sind noch viel zu verschüchert.“

Teilnehmer: „Ich möchte Sie, Herr M., fragen, warum sieht man so wenige von Ihrer Generation bei den Ostermarschierern?“

Herr M.: „Friedensdemos, Ostermarsch, was ich dazu sage? Die Marschierer sind Leute, mit denen ich nicht harmoniere. Ich fühle mich denen nicht zugehörig.“

Frau A.: „Erzählen Sie mal, was ist überhaupt ein Ostermarsch?“

Teilnehmer 1 erzählt über die regelmäßig in Kiel stattfindenden Ostermärsche.

Teilnehmerin 2 (etwa 80 J.): „Aus der damaligen Zeit kann ich sagen, Aufmarsch, marschieren, das stand uns bis da (zeigt zum Hals). Das Wort Marsch erzeugt in mir so eine Abneigung. Ohne zu ergründen, was dahinter steht, sag ich, Schluss, Aus, machste nicht mit. Ich glaube, es ist heute das erste Mal in den letzten sechzig Jahren, dass ich den Ausdruck Marsch über die Lippen bringe.“

8. Erinnerungs- und Biografiearbeit – ein Blick in meine deutsche Vergangenheit

Ich staune immer wieder angesichts der Vielgestaltigkeit der Erfahrungen, die Menschen in ihrem Leben machen. Und mich fasziniert die Art und Weise, wie sie die Bausteine ihrer Lebenserfahrung in einer Erzählung verweben, die ihnen eine unverwechselbare Persönlichkeit verleiht. In den letzten Jahren, in denen Erinnerungs- und Biografiearbeit zu einem Schwerpunkt meiner Arbeit als Systemischer Therapeut und Theologe geworden ist, bin ich nahezu keinem Klienten begegnet, in dessen Familie die Zeit des Nationalsozialismus ohne Einfluss auf die Ereignisse bis in die Gegenwart geblieben ist.

Ich selbst bin durch Nachforschungen in meiner eigenen Familie auf Fakten gestoßen, die ein neues Licht auf meine bis dahin bestehenden Bilder unserer Familiengeschichte werfen. Mir eröffnen sich dadurch neue Deutungsmodelle und Wirklichkeitskonstruktionen.

Mein Großvater väterlicherseits hatte sechs Brüder und eine Schwester. Er selbst war der Zweitälteste und Zeit seines Lebens – er starb 1974 – ein überzeugter Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie. Sein älterer Bruder Heinrich war Kommunist. Der jüngste der Brüder ist im Krieg gefallen, der zweitjüngste, Robert, wurde, nachdem er aus der Wehrmacht desertiert war und sich im Friaul dem Widerstand angeschlossen hatte, „am frühen Vormitag des 3. November 1944 am Kreuzberg bei Greifenburg vom Landwachtmann Vinzenz St. Erschossen“ (Pirker 2004).

Ich fragte mich ständig, warum es in unserer Familie so wenig Kontakt zwischen den Familienzweigen gab. Erst durch die biografische Nachforschung wird deutlich, wie unterschiedlich die politischen Standpunkte innerhalb der Familie waren. Ich vermute, dass sie dazu beitrugen, auch die persönlichen Kontakte auf ein Minimum zu beschränken. Vor allem die Geschichte Roberts wurde tabuisiert. In einem früheren Genogramm habe ich als Todesursache noch eingetragen „Motorradunfall“.

Für mich ist das Einlassen auf Prozesse, die zu den eigenen Wurzeln führen, auch eine Frage der politischen Verantwortung als Nachkomme von Deutschen, die sich in der NS-Zeit schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben. Ich bin Erbe dieser historischen Schuld. „Wir sind mitverantwortlich dafür, dass sich ‚Auschwitz‘ als Synonym für die Totalisierung technisierter Unmenschlichkeit nicht wiederholt“ (Mitscherlich-Nielsen

1992, S. 249). Erinnerungs- und Biografiearbeit ist ein Weg, mit dieser großen Verantwortung zu leben und sie bewusst zu tragen. Oder wie es Erhard Roy Wiehn in Anknüpfung an jüdische Traditionen formuliert: „Erinnern für die Zukunft heißt indessen: Die Vergangenheit vergegenwärtigen und somit die Gegenwart nutzen für die Zukunft“ (Wiehn 2003, S. 124).

Literatur

- Hanebutt, O. F. (2003). Die vaterlosen 68er und ihr Erbe. Identitätsfindung bei Nachkommen der NS-Generation. Entwurf eines intergenerativ und narrativ orientierten Konzeptes zum Verständnis rechtsextremistischer gewalttätiger Jugendlicher. Heidelberg: Carl-Auer.
- Mitscherlich-Nielsen, M. (1992). Gesamtdeutsche Erinnerungs- und Trauerarbeit. In Hardtmann, G. [Ed.]. Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen: Bleicher, pp. 235-250.
- Pirker P. (2004). Widerstand und Verfolgung im Oberen Drautal. Vortragsmanuskript. [Internet]. Verfügbar unter: http://212.152.178.69/cgi-bin/kaernoel/comax.pl?page=page.std;job=CENTER:events.single_event;ID=281-27k – [16.06.2005]. (Seite nicht mehr abrufbar).
- Theweleit, K. (1977). Männerphantasien 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt am Main: Roter Stern.
- Welzer, H., Moller, S., Tschuggnall, K. (2002). Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Wiehn, E.R. (2003). Erinnern für die Zukunft. In Erler, H. [Ed.]. Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt u. New York: Campus, pp. 116-125.

Thomas Schollas
Yorckstraße 5
24105 Kiel
schollas.markert@t-online.de